er, daß sie bereits vor seinem Eintritte gebetet haben möchten. Er stellte sich demnach vor sein Schüsselchen hin, faltete die Hände und begann andächtig: „Diese Speise segne uns Gott Vater, Sohn und heiliger Geist, Amen!“

Käthe lachte; der Obersteiger aber sagte: „Ist bei uns nicht Mode; iß Du nur in aller Stille, Junge!“

Da erschrak der gute Gottlieb ordentlich. Wie? das Beten, diese heilige Pflicht der Dankbarkeit, war hier nicht Mode — nicht Sitte? Oft hatte ihm seine Mutter eingeprägt: „Wer sich der Pflicht zu beten schämt, der schämt sich, Gottes Freund zu sein.“ — Und kommt nicht alle gute Gabe von Gott? also auch das Essen? Soll nicht Alles, was Odem hat, den Herrn loben? O Himmel, welche Sünde! Es schmeckte ihm das gute Essen weit weniger als sonst geschehen sein würde, hätten ihm nicht diese Betrachtungen die Mahlzeit verbittert.

„Soll denn der Junge ganz da bleiben?“ begann jetzt die Magd mit mürrischem Tone zu ihrem Herrn.

„I, was will ich denn machen?“ entgegnete dieser, „ein Paar Tage wollen wir es mit ihm versuchen. Du magst ihm eine Strohbucht in dem Winkel unter der Treppe zurecht machen. Wenn er aber nicht gut thut, jagen wir ihn augenblicklich fort.“

Der Inhalt, sowie der Ton dieses Gespräches, war keineswegs geeignet, den armen Gottlieb zu erfreuen. Vielmehr begab er sich mit recht schwerem Herzen, nachdem er eine gute Nacht gewünscht, aber weder von dem Ohm, noch von der Käthe eine wieder bekommen hatte, in seinen finstern Schlafwinkel, wo er sein Abendgebet verrichtete,

und dann unter heißen Thränen seiner guten Mutter und und der vergangenen Zeit gedachte. Endlich rief er sich die Begebenheiten des heutigen Tages und somit auch die Rettung des kleinen Mädchens zurück. Da lächelte er und freute sich unter Thränen, und Engel wiegten ihn in Ruh — drückten ihm die Aeuglein zu; — sanft und selig, den Wiederschein davon auf seinem blühenden Gesichte tragend, schlief er ein.

Zweites Kapitel.

Was Gottlieb that, um sich die Gunst der Leute zu erwerben.

Gottliebs Mutter war gewiß eine recht verständige Frau gewesen. „Gottlieb“ — hatte sie zu ihrem Sohne gesagt — „wenn Du wirst größer werden, wirst Du manchmal mit recht häßlichen, unfreundlichen Menschen zu thun bekommen: gleichwie in der Natur, wo auch nicht immer die Sonne freundlich scheint, sondern oft trübe, rauhe Tage kommen; da mußt Du nun nicht gleich aus der Haut fahren wollen. Denn selbst den bösesten Menschen kann man auf einer Seite beikommen, wo sie uns gewogen werden müssen, ohne daß wir deshalb ihren übeln Gewohnheiten zu schmeicheln nöthig haben. Diese Seite muß man kennen zu lernen suchen und dann durch Dienstfertigkeit, Höflichkeit und Freundlichkeit darauf los arbeiten. Versuche es nur und Du wirst mir gewiß Dank wissen.“

Diese Worte fielen dem Gottlieb bei, als er früh erwachte. Hurtig verrichtete er sein Morgengebet, zog sich an und kroch aus seinem Winkel hervor. In der Hausflur stieß er auf die Käthe, welche er mit einer so freundlichen, herzlichen Stimme einen guten Morgen wünschte, daß sie wirklich nicht anders konnte, als ihm, wenn schon kurz, zu danken. Recht bescheiden bat er nun um ein wenig Wasser, sich zu waschen. Stumm deutete Käthe auf den nahen Brunnen und Gottlieb folgte der Weisung. Jetzt suchte er seinen Ohm auf, auch bei ihm den Rath seiner seligen Mutter zu versuchen; dieser war jedoch nicht mehr da, wahrscheinlich in den Schacht angefahren. Da wendete er sich wieder zur Käthe und fragte, ob sie nichts für ihn zu thun habe? Das kurze „Nein!" was er von ihr erhielt, schreckte ihn nicht ab. Aufmerksam schaute er sich um nach Beschäftigung und siehe da, er fand deren genug. Dort standen gleich des Ohm beschmutzte Stiefeln; nicht weit davon lag eine Schuhbürste. Sofort macht er sich darüber her, sie sorgfältig zu putzen. Dann trug er Wasser herzu, spaltete Holz klein und legte es in Ordnung. Käthe ließ es, da er Alles ordentlich machte, willig geschehen. Darauf räumte er in der Stube zusammen, las die am Boden liegenden Schnitzel u. s. w. auf und fing die überaus vielen lästigen Fliegen weg. Nachdem er von der etwas freundlicher gewordenen Käthe eine Tasse lauwarmen Kaffee und ein Stück Brod zum Frühstück erhalten und froh dankend verzehrt hatte, richtete er seine Sorgfalt dem Garten zu. Hier band er an, was sich losgerissen hatte, jätete das Unkraut aus und harkte gar zierlich die Gänge auf. Er empfand ein inniges Ver-

gnügen, als er seine Arbeit, mit sich selbst zufrieden, überschaute. Und wie schnell war ihm der Vormittag entflohen! Am Mittage kam der Obersteiger nach Hause. Er sah zufrieden aus, wie er den Garten aufgeräumt fand. Es war ihm recht behaglich, als beim Mittagessen keine Fliegen ihm lästig wurden, ihn nicht im Schlafe störten, den er nach Tische im Lehnstuhle hielt. „Nun" — hörte Gottlieb den Ohm sagen, als er von Käthe des Knaben Geschäftigkeit erzählen hörte — „so ist doch der Junge wenigstens zu etwas zu gebrauchen." Auch erhielt Gottlieb heute zu seinen Kartoffeln ein kleines Stückchen Fleisch aus des Obersteigers Schüssel. Doch nicht darum blos fragte ihn Gottlieb, ob er nichts für ihn zu thun habe, sondern um den Rath seiner Mutter zu befolgen. Der Ohm, welcher sich bereits zum Schlafen angeschickt hatte, zeigte gähnend auf die da stehenden Tabakspfeifen und sagte: „Da, mache die Pfeifen rein; laß mir aber keine fallen, sonst soll Dir gleich das — —" Die folgenden Worte wurden durch ein abermaliges Gähnen unverständlich und Gottlieb machte sich über die Arbeit her.

So ging ein Tag nach dem andern hin. Gottliebs Mutter hatte Recht gehabt. Er machte sich den beiden Leuten immer unentbehrlicher durch seine Dienstfertigkeit. Ganz ohne Schelten und Schimpfen kam er freilich nicht weg; doch änderte dies in seinem Betragen nichts. Auch konnte er, was besonders das Essen anbelangte, wirklich mit seiner gegenwärtigen Lage zufrieden sein. Nur wollte ihm nicht gefallen, daß der Vetter gar keine Anstalt machte, ihn in die Schule zu bringen. Endlich unterstand er sich, nur so von weitem darauf anzuspielen; aber da wurde er

derb abgefertigt. „Er brauche nicht in die Schule zu gehen" — hieß es — „er lese so schon genug — seinetwegen werde er sicher nicht alle Wochen noch neun Pfennige oder gar einen Groschen wegwerfen." Gottlieb wagte nie wieder, ein Wort davon zu erwähnen.

Drittes Kapitel.

Wie Gottlieb plötzlich von seinem Vetter fortgejagt wurde.

Einst konnte Gottlieb des Nachts nicht schlafen. Er mochte wohl zu viel gegessen haben oder ihn hatte das starke Bier, welches er am Abende von dem, gegen seine Gewohnheit gütigen Ohm zu trinken bekommen, zu sehr aufgeregt. Da knarrte tief in der Nacht die Hausthür. Eigentlich geschah dies oft; denn der Obersteiger mußte gar nicht selten auch des Nachts in den Schacht einfahren. Allein heute kamen mehrere Männer, wie es schien, mit Hocken beladen, in's Haus geschlichen, wo sie der Obersteiger in die Stube herein nöthigte. Gottlieb vernahm ein halblautes Sprechen darin; Geld wurde gezählt; darauf gingen die Leute, doch ohne Hocken, wieder fort. Dies geschah noch ein Paarmal während Gottliebs Anwesenheit bei dem Obersteiger. Er sah den Obersteiger mit den Hocken in den Keller gehen und leer wieder kommen; konnte aber nichts entdecken, obschon er des andern Tages,

als er Bier heraufholen mußte, neugierig sich umschaute. Einst fühlte sich Gottlieb im tiefsten Schlafe aufgerüttelt. Erschrocken fuhr er empor und sah Käthe, eine Lampe in der Hand, einen Tragkorb auf dem Rücken, an seinem Lager stehen. „Zieh Dich an und komm mit!" — hieß es. Willig folgte er. Der Obersteiger, einen Spaten in der Hand tragend, war auch dabei. Noch war es ganz finster, als sie aus dem Hause traten. In aller Stille ging es fort, eine ziemliche Strecke weit, bis sie an ein großes Kartoffelfeld kamen. Hier machten sie Halt. Käthe setzte ihren Korb ab; der Obersteiger grub behutsam die Kartoffelstöcke aus und die Magd begann mit großer Behändigkeit die Kartoffeln abzulesen und einzuraffen. Auch Gottlieb wurde genöthigt, ein Gleiches zu thun. Er that dies unter großer Angst. Denn augenscheinlich gehörte das Feld nicht dem Obersteiger; warum hätten sie sonst so heimlich gethan? Mitten in der Arbeit hörte man einen Hund bellen und auf die Felddiebe zukommen. Schnell griff der Obersteiger in die Tasche und warf dem herbeigeeilten Hunde bereit gehaltene Stücke Wurst hin. Während dieser die leckere Kost verzehrte, warf ihm Werndtel eine Schlinge um den Hals, welche er so fest zusammenzog, daß der Hund weder bellen, noch Athem holen konnte, sondern erdrosselt zu Boden fiel. Dem Gottlieb zitterten alle Glieder. Ein tiefer, gar nicht zu beschreibender Abscheu gegen seinen Ohm wurzelte in seinem Herzen fest. Indeß war der Korb gefüllt, wieder auf den Rücken der Magd versetzt, und nachdem der Obersteiger dem todten Hunde die Schlinge abgelöst hatte, ging es so schnell als möglich nach Hause zurück. „Nun, Gottlieb" — sagte